



Der Regen fällt nicht einfach. Er prasselt. Er hämmert. Er bleibt. Und irgendwann ist er überall. Straßen verschwinden, Felder verwandeln sich in Seen, Vorgärten in trübe Strudel. Im Süden Frankreichs, genauer im Département Aude, hat dieser Januar gezeigt, wie dünn die Linie zwischen Alltag und Ausnahmezustand verläuft. Seit Samstag stehen die Feuerwehren (sapeurs-pompiers) im Dauereinsatz. Mehr als 120 Mal mussten sie ausrücken. Und das ist keine Zahl aus einer Statistik, sondern eine Summe aus Angst, Kälte, Dunkelheit – und sehr viel Improvisation.

Montagnachmittag im Norden von Narbonne. Ein Einsatz, wie er inzwischen fast schon typisch ist für diese Tage. Ein Mann, überrascht von der rasend schnellen Wasserzunahme in den Feldern, steckt fest. Er wollte nur kurz etwas erledigen. Ein Weg, den er kennt. Doch das Wasser steigt, Zentimeter für Zentimeter, unaufhaltsam. Seit über drei Stunden versuchen Einsatzkräfte, ihn zu erreichen. Eine erste Einheit schafft es zu ihm, muss aber wieder umkehren. Der Pegel steigt weiter. Verstärkung wird angefordert.

Mit dem Boot kämpfen sich die Rettungskräfte gegen die Strömung voran. Kein Motor, nur Muskelkraft, Erfahrung und das Wissen, dass jede falsche Bewegung fatale Folgen haben kann. Schließlich erreichen sie den Mann – und seinen Hund. Beide bleiben ruhig. Fast stoisch. Sie werden zurückgebracht, in Sicherheit. Evakuieren lassen sie sich nicht. Andere in der Nachbarschaft schon. Einer von ihnen sagt, er wolle einfach nur irgendwohin, wo es warm ist. Der Strom ist seit der Nacht weg. Die Kälte kriecht in die Knochen. Verständlich. Völlig.

Seit Beginn der Unwetterlage am Samstag, seit der Ausrufung der Wetterwarnstufe Orange, zählt der Rettungsdienst im Département 125 Einsätze. Der Schwerpunkt liegt rund um Narbonne. Dort hat das Wasser inzwischen aufgehört zu steigen. Doch Entwarnung fühlt sich anders an. In vielen Gebieten kommt niemand mehr hin. Straßen sind überflutet, Wege unpassierbar. Also machen die Einsatzkräfte das, was in solchen Situationen entscheidend ist: erkunden, prüfen, absichern. Immer wieder. Den ganzen Tag.

Dabei helfen Drohnen. Kleine Augen in der Luft, gelenkt von speziell ausgebildeten Feuerwehrleuten. Sie fliegen über überflutete Straßen, spähen in Senken, nähern sich Fahrzeugen, die bis zur Dachkante im Wasser stehen. Ein Auto ist leer. Erleichterung. Trotzdem wird die Umgebung weiter abgesucht. Nichts wird dem Zufall überlassen. Genau darin liegt der Kern dieser Arbeit. Risiken erkennen, bevor sie zu Katastrophen werden. Die Drohnenteams fungieren als verlängerter Blick der Einsatzleitung. Sie entscheiden mit darüber, wo Menschen hinmüssen – und wo besser niemand.

Man merkt in diesen Tagen, wie viel Routine und wie viel Intuition in der Arbeit der Feuerwehr steckt. Das ist kein heroisches Posieren, kein Pathos. Es ist konzentrierte Professionalität.



Einer der Drohnenpiloten beschreibt es nüchtern: Man prüfe jedes Detail an überfluteten Straßen, um sicherzugehen, dass keine Gefahr übersehen werde. Augen sein für andere. Punkt. Klingt einfach. Ist es nicht.

Denn die Lage bleibt angespannt. In manchen Gebieten ist der Scheitelpunkt der Flut noch nicht erreicht. Die Wetterdienste halten an der Warnstufe fest. Die Aude bleibt unter Beobachtung. Das Wasser hat Zeit. Es kommt langsam, aber es geht noch langsamer. Für die Einsatzkräfte bedeutet das: warten, beobachten, bereit sein. Schlaf gibt es in Etappen. Kaffee auch. Und zwischendurch immer wieder Einsätze, die keiner geplant hat.

Solche Tage zeigen, was sonst gern übersehen wird. Dass Katastrophenschutz keine abstrakte Größe ist. Er besteht aus Menschen, die bei Wind und Regen ins Wasser steigen, die Boote schleppen, Drohnen steuern, Entscheidungen treffen, während andere frieren oder Angst haben. Und die danach nicht nach Applaus fragen, sondern nach dem nächsten Auftrag.

Ein Bericht, ausgestrahlt im Abendjournal von France Télévisions, begleitet diese Arbeit. Man sieht nasse Jacken, konzentrierte Gesichter, kurze Funksprüche. Keine großen Worte. Die braucht es auch nicht. Die Bilder sprechen für sich. Und sie erinnern daran, dass extreme Wetterlagen längst keine Ausnahme mehr darstellen, sondern Teil einer neuen Normalität.

Im Süden Frankreichs, wo Sonne sonst als Selbstverständlichkeit gilt, zeigt dieser Januar ein anderes Gesicht gezeigt. Eines aus grauem Himmel und braunem Wasser. Und mittendrin eine Feuerwehr, die funktioniert. Leise, effizient, unbeirrbar. So, wie man es sich wünscht, wenn das Wasser kommt.

Man kann nur hoffen, dass es bald aufhört zu regnen. Aber hoffen allein reicht nicht. Vorbereitung, Technik und Menschen, die ihren Job ernst nehmen, machen den Unterschied. In der Aude ist dieser Unterschied gerade sehr deutlich zu sehen.

Von Andreas M. Brucker